

Endziel, d. h. ethnische Säuberung geht dann in Völkermord über, wenn Massennord begangen wird, um ein Land von einem Volk zu säubern.³ Es geht Naimark somit um den fließenden Übergang der beiden Termini bzw. Phänomene, denn „auch wenn Deportationen nicht vorsätzlich einen Völkermord herbeiführen sollen, haben sie dennoch oft diese Wirkung“.⁴ Vordergründig sind es feine Nuancen, die die beiden Historiker voneinander unterscheiden, nicht jedoch von der gegenseitigen Bezugnahme abhalten.

Philipp Ther ist es zweifelsfrei gelungen, einen chronologisch geordneten und kritisch erklärenden Überblick über die Thematik zu schaffen. Bemerkenswert ist der weit gespannte zeitliche und thematische Bogen, der auf knapp 300 Seiten auf nachvollziehbare Art und Weise vermittelt wird. Die angeführten Fallbeispiele bieten für das Fachpublikum zwar kein wirklich neues Material, sondern beruhen überwiegend auf Sekundärliteratur, jedoch wird der „Überblickscharakter“ dieser Monographie zum Alleinstellungsmerkmal unter bestehenden Werken. Ther beschreibt aus der Vogelperspektive, wobei die internationale Ebene zentral ist, wenn es um die Einordnung der verschiedenen Phasen von ethnischer Säuberung in einen Gesamtzusammenhang geht. Insofern ist eine detailliertere Beschreibung von Einzelheiten rein praktisch nicht möglich.

Es bleibt zu hoffen, dass das Buch eine breite Rezeption erfährt und sich der Wunsch des Autors nach gegenseitigem Verständnis in Europa für vergangenes Leid erfüllt (S. 298). Nicht unwichtig ist dafür, dass ausgerechnet die Präsidentin des Bunds der Vertriebenen, Erika Steinbach, die Entstehung dieses Werkes zu verhindern

suchte.⁵ Die umstrittene CDU-Politikerin ist ohnehin nicht für ausgleichende und versöhnende Äußerungen bekannt; ihr Einschreiten hat indes die Notwendigkeit eines solchen Werkes unterstrichen, denn mit der Anerkennung vergangenen Leids werden nicht nur bisher marginalisierte Gruppen von Betroffenen sichtbar, sondern auch politische Interessen.

Anmerkungen:

- 1 H. Sundhaussen, Ethnische Zwangsmigration, in: Europäische Geschichte Online (EGO), hrsg. vom Institut für Europäische Geschichte, Mainz, URL: <http://www.ieg-ego.eu/sundhausenh-2010-de>, letzter Zugriff 23.07.2013.
- 2 N. M. Naimark, Flammender Hass. Ethnische Säuberung im 20. Jahrhundert, Frankfurt/Main 2008 (Originalausgabe „Fires of Hatred. Ethnic Cleansing in Twentieth Century Europe“, Cambridge 2001).
- 3 Ebd.
- 4 Ebd., S. 12.
- 5 Wie DER SPIEGEL in seiner Ausgabe 10/2008 schrieb, hatte Erika Steinbach, den Autor bei seinem Verlag angeschwärzt, indem sie Ther ein „gestörtes Verhältnis“ zum Bund der Vertriebenen sowie ein zweifelhaftes Interesse an der Thematik Vertreibung unterstellte. Der Verlag sprach von einer „dreisten Einmischung“ und hielt am Vertrag mit Ther fest.

Patricia Purtschert (Hrsg.): Postkoloniale Schweiz. Formen und Folgen eines Kolonialismus ohne Kolonien, Bielefeld: Transcript Verlag 2012, 422 S.

Rezensiert von
Andreas Zangger, Amsterdam

Wie kann man von postkolonialer Schweiz sprechen, obwohl die Schweiz nie eine Kolonialmacht im eigentlichen Sinn war? Der

Frage gehen die Autoren dieses Sammelbandes nach. Shalini Randeria bezeichnet in ihrer kurzen Einleitung die Schweiz als interessanten Fall, denn sie stelle das unwahrscheinlichste Beispiel für postkoloniale Theorie dar. Der Band reduziert deshalb das Verständnis von Kolonialismus nicht auf den Aspekt der Kolonialherrschaft. Stattdessen legt er „ein komplexes Verständnis von Kolonialismus nahe“, das dazu beitragen könne, den Kolonialismus „aus seinem binären Korsett zu lösen und zu pluralisieren.“ Damit liefert gerade das Beispiel der Schweiz eine moderne Lesart des Kolonialismus, die an den heutigen Imperialismus ohne Kolonien anschließbar ist. „Denn“, so Randeria, „die Schweiz scheint eher die künftige Norm als die bisherige Ausnahme zu sein.“

Die drei Herausgeberinnen, Patricia Purtschert, Barbara Lüthi und Francesca Falk, fragen nach den Ausformungen und Effekten der kolonialen Regimes in der Schweiz, wobei der Begriff des Postkolonialismus auf einen kulturwissenschaftlichen Zugang verweist. Der Fokus liegt nicht auf wirtschaftlichen Bezügen, sondern auf den „diskursiven, semantischen und imaginären Ausformungen“, die der Kolonialismus in der Schweiz hervorgebracht hat. Diesen Definitionen folgt ein Überblick über die Diskussionen rund um die koloniale Vergangenheit in verschiedenen europäischen Ländern, die sich zwischen ‚kolonialer Vergessenheit‘, Rechtfertigung der kolonialen Errungenschaften und postkolonialer Kritik auffächern. Die Herausgeberinnen erörtern die Angemessenheit der dort entwickelten kritischen Konzepte im Zusammenhang mit der Schweiz. So ziehen sie den Begriff ‚postkoloniale Schweiz‘ dem im skandinavischen Kontext entwi-

ckelten Begriff der kolonialen Komplizenschaft vor, da er weniger auf intentionales Handeln ausgerichtet ist und deshalb eher strukturelle Dimensionen zu beschreiben vermag.

Aus dieser Perspektive umreißen die Autorinnen sechs Forschungsgebiete, zu denen der Band erste Ergebnisse liefert: Schweizer ‚entanglements‘ (Kolonialismus als gemeinsames europäisches Erbe und Zirkulation rassistischer Ideen), Spektakel des Exotischen (Repräsentationspraxis stereotyper Fremdbilder, etwa bei Menschenschauen), Warenrassismus (Anne McClintocks ‚commodity racism‘, die Idee, dass der Kapitalismus rassistische Vorstellungen zu verbreiten half), ‚othering‘ (Nationenbildung in Abgrenzung zum primitiven Anderen), koloniale Wissensproduktion (Einbindung der Schweizer Forschung, etwa in die Anthropologie und die Behauptung von Rassenunterschieden) und schließlich postkolonialer Widerstand (die Analyse der kolonialen Ursprünge der Machtverhältnisse im Hinblick auf ihre Veränderung).

Ein Schwerpunkt des Bandes liegt auf dem Thema Rassismus, das bei allen Bereichen einfließt. Die Autorinnen betonen dabei, dass eine postkoloniale Perspektive dazu dienen soll, „zur Selbstverständlichkeit geronnene [rassistische] Vorstellungen aufzubrechen, durch die der strukturelle Rassismus in der Schweiz gleichzeitig omnipräsent und unsichtbar gemacht wird“ – damit ist der Band bewusst in einen alltagspolitischen Kontext gestellt.

Das in den Beiträgen abgedeckte Themenspektrum ist breit. Es kommen historische und aktuelle politische Debatten zur Sprache, das Burkaverbot (Kaya), Ausschaffungslager (Falk), Neutralität und

Gute Dienste im postkolonialen Kontext (Speich) und die Kritik von Entwicklungsorganisationen an wirtschaftlicher Ausbeutung (Kuhn). Es werden zahlreiche Medien angesprochen, von Kinderbüchern (Purtschert, Kuhn), Literatur (Honold, Mühlheim), Regenbogenpresse (Bischoff), Tagebücher (Koller), Fernsehen (Jain), Museen, (Mühlheim, Schär, Jenni/Falk), bis zu Landes- und Weltausstellungen (Dejung).

Die Beiträge des Buches lassen sich grob in drei Bereiche aufteilen, wobei es Überschneidungen gibt. Ein Themenblock beschäftigt sich mit dem Spannungsfeld zwischen der Definition des Eigenen und rassistischer Abgrenzung vom Fremden (Bischoff, Purtschert, Kaya, Jain, Falk), bzw. *othering* (Fierz, Falk/Jenni, Schär). Ein zweiter Themenblock befasst sich mit Verflechtungen, auf Grundlage von Migration (Honold, Koller), am Beispiel von Objekten (Mühlheim) und durch Entwicklungshilfe (Elmer, Kuhn). Ein dritter Themenblock versucht Elemente des nationalen Selbstverständnisses aus postkolonialer Perspektive umzudeuten (Speich, Schär, Dejung).

Christine Bischoff behandelt anhand der ‚Miss und Mister Schweiz‘-Wahl den ambivalenten Umgang der Medien mit Zugehörigkeit. Einerseits wollen sie eine multikulturelle, sich kreolisierende Schweiz präsentieren, andererseits greifen sie dabei immer wieder auf Kategorien der Zugehörigkeit und die Dichotomie zwischen schwarz und weiß zurück.

Patricia Purtschert zeichnet die Diskussion um ‚political correctness‘ in der Domäne der Kinderliteratur in ihrer historischen Entwicklung seit 1968 nach, hauptsächlich um die beiden Klassiker Globi und

Chasperli. Sie zeigt die Leistungen der traditionellen Rassismuskritik, die die teilweise eklatant rassistischen Globi-Bücher bereits zu verändern vermochte. Gleichzeitig nennt sie neue Aspekte, die auf dem Hintergrund von postkolonialer Theorie dieser Kritik beigelegt werden müssten.

Meral Kaya zeigt anhand der Diskussion um ein Burka-Verbot den fremdenfeindlichen und islamfeindlichen Hintergrund einer Debatte, die vorgibt frauenrechtliche Ziele zu verfolgen. Muslimas erhalten in dieser Debatte keine Stimme.

Alexander Honold bespricht zwei Romane der schweizerischen Gegenwartsliteratur und ihre Darstellungen der Beziehungen der Schweiz mit der (post)kolonialen Welt. Es handelt sich um Martin R. Deans Roman „Meine Väter“, das die Suche des Protagonisten nach seinem Vater beschreibt – eine Reise, die ihn über London nach Trinidad und Indien führt. Der zweite Roman, Lukas Bärfuss’ „Hundert Tage“, behandelt die Schrecken des Genozids in Ruanda und führt diese über den Protagonisten, einen Schweizer Entwicklungshelfer an die Schweiz heran. Er zeigt dabei die Verflochtenheit der „Schweiz Afrikas“ mit der schweizerischen Entwicklungspolitik. Honold stellt fest, dass die schweizerische Gegenwartsliteratur die Verschiebungen in der Kulturtheorie hin zu den impliziten und indirekten Aspekten des Kolonialismus schnell aufgenommen habe und damit eher eine mitwirkende Stimme in der Weltliteratur sei, als sich von dieser als ‚schweizerisch‘ abzugrenzen.

Martin Mühlheim greift drei sehr nahe liegende Objekte heraus und zeichnet ihre kolonialen Verstrickungen nach: eine Porzellanfayence aus dem Landesmuseum, die den Sklavenhandel thematisiert, die Rösti

und ihre kolonialen Ursprünge in Amerika und den Roman ‚Schweizer Robinson‘.

Rohit Jain zeigt anhand der Comedy-Figur Rajiv Prasad des Komikers Victor Jacobbo in der Sendung ‚Victors Spätprogramm‘ die kolonialen Ursprünge der Figur des ‚betrügerischen Inders‘ und des Minstrelsy Genres (die komödiantische Darstellung von Nicht-Weißen durch Weisse). Er erklärt die Funktion der Figur in der ‚Suisse Miniature‘ der Comedyshow und platziert sie in aktuelle politische Diskurse der Schweiz, in der sich die Zeit des Sonderfalls zu Ende neigt.

Francesca Falk nimmt sich verschiedene Elemente des zeitgenössischen Migrationsdiskurs in der Schweiz vor: sie verfolgt einerseits die kolonialen Ursprünge des Ausschaffungslagers, andererseits Verflechtungen zwischen der Schweiz und Nigeria. Der Artikel ist allerdings mehr als Layout für künftige Forschung zu betrachten, denn als eigentlicher Forschungsbeitrag.

Daniel Speich Chassé nimmt in seinem anregenden Beitrag die Neutralität unter die Lupe und löst den Begriff aus seinem traditionellen Korsett. Speich kann dabei plausibel machen, dass die Neutralitätsmaxime nicht allein aus dem Verhältnis zu Europa – als passives Abseitsstehen – gelesen werden soll, sondern auch im Kontext der neuen internationalen Welt am Ende der Kolonialzeit als aktive Neutralität, die der Schweiz den Zugang zum Süden eröffnete. Der Schweiz drohte mit der neuen internationalen Ordnung in der Nachkriegszeit, in der die UNO die zentrale Rolle der Koordination der internationalen Beziehungen zukam, die Isolation. Mit einer Neudefinition der Neutralität in Verbindung mit Guten Diensten versuchte die Schweiz auf dem internationalen Par-

kett Fuß zu fassen. Die schweizerische Außenpolitik traf aufgrund dieser neuen Neutralitätsdefinition die Unterscheidung zwischen politischem Charakter internationaler Kooperation, in welchem Falle sich die Schweiz fern hielt, und der als unpolitisch verstandenen wirtschaftlichen, technischen und kulturellen Kooperation, an der sich offizielle Institutionen aus der Schweiz umso eifriger beteiligten.

Ähnlich argumentiert auch Sarah Elmer, die sich den ersten Gehversuchen der schweizerischen technischen Hilfe in Nepal widmet. Dabei steht für sie die Frage der kolonialen Traditionen der Entwicklungshilfe im Zentrum. Elmer zeigt, dass die frühe so genannte technische Entwicklungshilfe im behördlichen Diskurs politischen und wirtschaftlichen Zielen diene. Einerseits sollte die Schweiz ‚im internationalen Wettlauf um den Aufbau zurückgebliebener Länder‘ nicht ins Abseits geraten, sondern sich als helfendes Land positionieren können. Andererseits erhofften sich die Behörden über die Entwicklungshilfe der Exportwirtschaft neue Türen für den Absatz eröffnen zu können. Während also sowohl die politischen als auch die wirtschaftlichen Zielsetzungen in einer kolonialen Tradition standen, sieht Elmer eine Diskrepanz zwischen behördlicher Theorie und der Handlungsweise der Experten im Feld. Entwicklungshilfeexperten distanzieren sich eher von kolonialer Tradition und der Verfolgung außenwirtschaftlicher Interessen. Allerdings konnten auch sie sich nicht einfach von den kolonialen Diskursen über das Andere lösen.

Konrad Kuhn beschäftigt sich mit der schweizerischen Seite der Entwicklungspolitik, spezifisch mit der Kritik der entwick-

lungspolitischen Organisation Erklärung von Bern. Er zeichnet dabei eine Vorgeschichte der postkolonialen Kritik in der Schweiz. Als Beispiele dienen ihm dabei (wie Purtschert) die Kritik an rassistischen Elementen in der Kinder- und Jugendliteratur und die Kritik an neokolonialen Praktiken schweizerischer Handelshäuser insbesondere im Bereich des Rohstoffhandels. Kuhn zeigt in seinem Beitrag, dass auch in der Schweiz ein ‚koloniales Archiv‘ besteht.

Christian Koller widmet sich mit den Erinnerungsdokumenten ehemaliger kolonialer Söldner in der französischen Fremdenlegion. Die Dokumente replizieren einen europäischen, kolonialen Blick, gleichzeitig aber sind sie auch Zeugnis einer postkolonialen Position, denn die Kolonialsöldner hätten nach ihrer Rückkehr den Kolonialismus hinter sich gelassen und standen ihm oft ablehnend gegenüber. Vor allem aber seien sie zu Trägern einer für die postkolonialen typischen Transkulturalität geworden. Die Schriften von ehemaligen Fremdenlegionären scheinen als Gegenbild zu einem schweizerischen Selbstverständnis in der schweizerischen Buch- und Presselandschaft eine gewisse Rolle gespielt zu haben.

Bernhard Schär fragt nach dem Zusammenhang zweier zeitgleicher Mythen: dem des freiheitsliebenden, unverdorbenen Hirten in den Alpen und dem der primitiven, rückständigen und zu Freiheit unfähigen Bauern der außereuropäischen Welt. Er legt nahe, diese beiden Mythen in einem gemeinsamen imperialen Raum zu kontextualisieren. Als prominentes Beispiel dient ihm das Alpengedicht Albrecht Hallers. Schär legt dar, dass Haller sich in einen gesamt-europäischen Gelehrten-

diskurs über Primitive an allen Orten der Welt einbrachte. Dieser Diskurs wurde im 19. Jahrhundert von Naturforschern professionalisiert. Die ‚antihumanistische Anthropologie‘ (nach einem Begriff von Andrew Zimmermann) teilte die Menschheit in verschiedene Hierarchiestufen ein, die je nach Standpunkt als überbrückbar gedacht wurden oder nicht. Schweizerische Naturforscher brachten Beispiele aus der Alpenwelt in diesen Diskurs ein und verglichen sie mit außereuropäischen ‚Primitiven‘. Dieser Blick auf die Alpenwelt, der auch von Patrick Harries postuliert wurde, ist eine äußerst interessante Perspektivenerweiterung aus postkolonialer Sicht.

Ähnlich wie Schär beschäftigt sich auch Christof Dejung mit der Opposition von einheimischer Bauernwelt und außereuropäischer ‚Primitiven‘, dies am Beispiel der territorialen und damit verbundenen temporalen Ordnungsmuster an Weltausstellungen und an schweizerischen Landesausstellungen. Dabei schwanken die Weltausstellungen zwischen kosmopolitischem Anspruch und der Festschreibung von Hierarchien in der Entwicklung zwischen unterschiedlichen Gesellschaften. Weltausstellungen sind für Dejung ein hervorragendes Beispiel für eine postkoloniale Lesart des Nationalen, denn sie schufen die Leitlinien dafür, was als Nation zu betrachten sei, stellten die nicht-westliche Welt als das fundamental Andere dar und legitimierten damit die kolonialen Bestrebungen Europas. Besonders deutlich tritt an diesen Ausstellungen hervor, dass sich die koloniale Weltordnung nicht auf koloniale Herrschaft beschränken lässt, sondern dass sie auch eine symbolische Ordnung zwischen dem Westen und den ‚Resten‘ umfasst.

Die Beziehungen und Ambivalenzen zwischen einer als ‚ursprünglich‘ gedachten Schweiz und der außereuropäischen Welt beschäftigen auch Gaby Fierz in ihrem Beitrag über das Afrika-Bild des Photographen und Dokumentarfilmers René Gardi. Gardi war nicht institutionell gebunden, sondern lebte von seinen Dokumentationen. Diese schwanken zwischen postulierter (schweizerischer) Nähe zu den Einheimischen, Abgrenzung zum (französischen) Kolonialstil und der Reproduktion gängiger paternalistischer, kolonialer Muster in seinen Inszenierungen. Fierz stellt bei Neuauflagen Gardis fest, dass mit zunehmender zeitlicher Distanz zur Kolonialzeit das Thema der Kolonialherrschaft immer mehr ausgeblendet wird. Ähnliches kann auch im Umgang mit dem photographischen Werk Gotthard Schuhs festgestellt werden¹ – eine weitere Studie, die die Repräsentation der ‚Authentizität‘ des Fremden in ihrem Bezug zum Schweizer Diskurs um den Verlust von Traditionen betrachtet.

Der letzte Beitrag von Francesca Falk und Franziska Jenni beschäftigt sich mit dem Bild Indiens in der Schweiz und fasst vier Konfigurationen ins Auge: Tonfiguren aus Indien und ihre Funktion in Missionsausstellungen, das Fehlen von Objekten aus dem Umfeld der Unabhängigkeitsbewegung, die Verwendung des Bildes Gandhis als Werbeträger und schließlich die Kolonialnostalgie. Die Autorinnen behaupten, dass sich auch ohne koloniale Herrschaft in der Schweiz Vorstellungen von Indien herausgebildet haben, deren Macht- und Repräsentationsstrukturen sich bis heute erhalten haben.

Ich möchte meine Diskussion des Bandes anhand der zwei Teile des Titels gliedern,

die als analytischen Vorgaben für die Beiträge gesehen werden können: Was bedeutet der Begriff postkolonial und was bedeutet Schweiz in diesem Kontext?

Der Begriff ‚postkolonial‘ verweist, wie die Herausgeberinnen bemerken, auf einen kulturwissenschaftlichen Ansatz in Abgrenzung zu volkswirtschaftlichen Ansätzen.² Diese methodische Abgrenzung von der Ökonomie geht allerdings auch in einer inhaltlichen Abgrenzung von ‚Wirtschaft‘ als Untersuchungsgegenstand einher. Mit diesem traditionellen Kulturbegriff wird der Gegenstand unnötigerweise verengt. Die Beiträge beschränken sich größtenteils auf klassisch kulturelle Bereiche wie Literatur, Ausstellungen und andere Medien. Dies scheint mir sowohl aus inhaltlicher wie aus forschungspolitischer Perspektive problematisch.

Mit ihrer programmatischen, wenn auch nicht strikten Abgrenzung von der wirtschaftlichen Welt und ihrer Beschränkung auf politische, kulturelle Themen reproduzieren die Herausgeberinnen eine Aufteilung, die im Zentrum dessen steht, was als schweizerischer Kolonialismus zu betrachten ist. Bereits Richard Behrendt hat auf die Diskrepanz zwischen der wirtschaftlichen und der politischen Seite des schweizerischen sozialen Lebens hingewiesen. Die Aufgabenteilung zwischen Wirtschaft und Politik in der Schweiz hat sich im Laufe des 20. Jahrhunderts zum Dogma entwickelt, was sich in einer passiven, isolationistischen Außenpolitik und einer aktiven, offenen Außenwirtschaftspolitik äussert.³ Traditionellerweise waren vor allem wirtschaftliche Akteure in den Ländern des Südens und Ostens – ob es Kolonien waren oder nicht – tätig. Viele Quellen finden sich daher in Firmenarchi-

ven und nicht in solchen von staatlichen Institutionen. Im Zeitalter zunehmender Verflechtung gerät die Aufgabenteilung zwischen Wirtschaft und Politik allerdings an ihre Grenzen. Gerade der vorliegende Band zeigt verschiedene Beispiele, in denen das Außen sich im Innen manifestiert, sofern man diese Begrifflichkeit verwenden will. Eine postkoloniale Perspektive auf die Schweiz müsste die Dichotomie zwischen Wirtschaft und Politik, zwischen Außen und Innen aufbrechen und versuchen, die beiden Bereiche in einem gemeinsamen Raster zu betrachten.

Es genügt nicht, die gegenseitige Konstituierung des Kulturellen und Ökonomischen als Forschungsdesiderat zu bezeichnen⁴, denn es gibt sowohl theoretische als auch inhaltliche Beiträge, die diesen Weg bereits beschreiten.⁵ Verschiedene Beiträge im Band weisen ebenfalls in diese Richtung (Kuhn, Elmer, Dejung). Aus forschungspolitischer Sicht scheint mir der Ausschluss der Wirtschaft ebenfalls fragwürdig, wird doch hier ein Bruch zu Wirtschafts- und Sozialgeschichte geschaffen, obwohl die Frage der wirtschaftlichen Verflechtung der Schweiz traditionell eine höhere Aufmerksamkeit genießt.

Abgesehen davon zeigt der Band aber durchaus die Fruchtbarkeit postkolonialer Perspektiven auf die Schweiz. Besonders interessant scheint mir die Verknüpfung von Alpenwelt mit der außereuropäischen Welt (Elmer, Schär, Dejung, Fierz) und die Umdeutungen von Elementen des nationalen Selbstverständnisses aus postkolonialer Perspektive (Speich, Schär).

Wie gehen nun die Autorinnen und Autoren mit der zweiten Vorgabe dieses Bandes, nämlich der Schweiz als Untersuchungsrahmen um? Die Herausgeberinnen spre-

chen ein Dilemma an, das sich aus der Fokussierung auf den Nationalstaat ergibt: Gerade die postkoloniale Theorie betont das Transnationale und versucht damit nationalhistorische Betrachtungsweisen zu brechen. Die Autorinnen entgegnen, dass das Nationale und das Transnationale „als komplexes Wechselspiel verstanden werden“ könne. Ausgangspunkt sei „nicht ein autarker Nationalstaat, sondern die Beschreibung transnationaler Prozesse aus der Sicht eines auf spezifische Weise in das koloniale Regime eingebundenen Ortes.“

Die Überlegungen zu transnationalen Prozessen und zur spezifischen Weise, wie die Schweiz in koloniale Regimes eingebunden ist, kommen jedoch insgesamt in diesem Band zu kurz. Einige Beiträge versuchen zwar die Schweiz in einer internationalen Konstellation zu verorten. So weist Christoph Dejung in seinem Beitrag darauf hin, dass das Beispiel der Schweiz als Land ohne Kolonien sich eigne, um Europa in seiner Gegenüberstellung zur außereuropäischen Welt, die gemäß Edward Said eines der zentralen Merkmale des Kolonialismus darstellt, zu differenzieren.

Andere Beiträge hingegen hinterfragen die Kategorie des Nationalstaates kaum. Der Adressat der Forschung ist dabei weniger eine internationale Diskussion, in der die Schweiz als Beispiel dient, sondern eine nationale, politische Diskussion. Denn die politischen Diskurse, etwa über Rassismus, werden vornehmlich auf einer nationalstaatlichen Ebene geführt. Das bedeutet aber nicht, dass der Nationalstaat stets ein sinnvoller analytischer Rahmen ist. Gewisse Beiträge könnten von einer ländervergleichenden Perspektive profitieren. Das Spezifische an den postkolonialen Konstellationen in der Schweiz könnte

dabei noch verstärkt herausgearbeitet werden. Dazu gehört auch der Einbezug von Quellen aus dem Ausland.

Anmerkungen:

- 1 A. Zangger, *Kolonial Schweiz. Ein Stück Globalgeschichte zwischen Europa und Südostasien (1860–1930)*, Bielefeld 2011, S. 13f.
- 2 Siehe etwa R. Behrendt, *Die Schweiz und der Imperialismus. Die Volkswirtschaft des hochkapitalistischen Kleinstaates im Zeitalter des politischen und ökonomischen Nationalismus*, Zürich 1932; D. Hauser; M. Angela, *Die wirtschaftlichen und handelspolitischen Beziehungen der Schweiz zu überseeischen Gebieten 1873–1913 unter Berücksichtigung der konjunkturellen Entwicklung*, Bern 1986; T. David; B. Etemad, *L'expansion économique de la Suisse en outre-mer (XIXe-XXe siècles). Un état de la question*, in: *Schweizerische Zeitschrift für Geschichte* 46 (1996) 2, S. 226-231; B. Veyrassat, *Réseaux d'affaires internationaux, émigrations et exportations en Amérique latine au XIXe siècle. Le commerce suisse aux Amériques*, Genève 1993.
- 3 W. Leimgruber; G. Christen: *Sonderfall? Die Schweiz zwischen Réduit und Europa*, Zürich 1992.
- 4 P. Purtschert; B. Lüthi; F. Falk, *Eine Bestandsaufnahme der postkolonialen Schweiz*, in: dies. (Hrsg.), *Postkoloniale Schweiz. Formen und Folgen eines Kolonialismus ohne Kolonien*, Bielefeld 2012, S. 29, Fußnote 91.
- 5 H. Siegenthaler, *Geschichte und Ökonomie nach der kulturalistischen Wende*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 25 (1999) 2, S. 276-301; H. Berghoff, *Wirtschaftsgeschichte als Kulturgeschichte. Dimensionen eines Perspektivwechsels*, Frankfurt a. M. 2004; siehe auch den Band „*Wissen und Wirtschaften*“, *Werkstatt Geschichte* 58 (2011), mit Beiträgen von Christoph Dejung, Monika Domann und Daniel Speich Chassé.

Mohamed Cherkaoui: *Crise de l'université. Le nouvel esprit académique et la sécularisation de la production intellectuelle* (= *Travaux de sciences sociales*, Bd. 217), Genève: Librairie Droz 2011, 234 S.

Rezensiert von
Kathleen Schlütter,
Leipzig/Saarbrücken

Marokko spielt in der internationalen Hochschulforschung über nicht-westliche Staaten eine marginale Rolle. Es ist keines der aufstrebenden Länder wie Brasilien oder China, das massiv in seine Wissenschaft investiert und daher für Forschung oder kooperationswillige Hochschulen interessant wäre. Umso erfreulicher, dass dem Hochschulsystem Marokkos mit „*Crise de l'université*“ nun eine ganze Studie gewidmet wurde.

Mohamed Cherkaoui ist ein renommierter Soziologe mit marokkanischen Wurzeln, der Directeur de recherche am französischen CNRS ist, sich aber auch in Marokko im Institut royal des études stratégiques (Ires) engagiert und in der Commission consultative de la régionalisation (CCR) sitzt. Er hat u. a. zum Bildungssystem Frankreichs publiziert.¹

Mit „*Crise de l'université*“ legt er eine soziologische Studie vor, die er über vier Jahre lang im Auftrag der marokkanischen Regierung erstellt hat und die laut seiner Aussage die größte quantitative Untersuchung ihrer Art darstellt. Sein Anspruch ist ein doppelter: zur Erforschung der Wissensproduktion beizutragen, aber auch